Die Feuerspritzenprobe.

Skizze von Fr. A. Fetz

Ein Gerücht schleicht durch die Waldecke, daß in den Dörfern die Feuerspritzen geprobt werden sollen. Die Gemeinden warten voller Spannung des Tages, den niemand kennt. Es weiß niemand, woher das Gerücht kommt, auch der Schultheiß Allwitz weiß es nicht. Darüber wundern sich viele, ihn aber ärgert es. Er denkt: „Ist das Gerede Wahrheit, dann gibt es keine Ueberraschungsprobe, wie sie sein müßte, sondern nur ein Schauspiel vor den Herren der hohen Landes-Brandkommission. Ist aber nichts Wahres daran, dann nehme ich es als einen Ruf, meinen Sulzbachern und mir, ihrem Schultheißen, ein Schauspiel zu geben." —

Es ist ein trockener Tag im Herbst, kurz nach der Dickwurzernte. Allwitz spannt auf dem Forsthause sein junges Pferd vom Wagen und begnügt sich mit dem alten Fuchs zur Fahrt nach Friedrichsegen hinab. Gegen Abend kehrt er zurück. In dem Hochwalde zwischen dem Forsthause und Becheln hilft ihm der Knecht in eine geliehene Gendarmenuniform und dann auf das ausgeruhte Pferd steigen. Seiner Knecht heißt er, mit dem Gespann weiter fahren und an dem Kreuzwege auf der Hochwaldhöhe vor Sulzbach warten.

Nicht lange danach klopft der falsche Gendarm schon den Schulzen von Becheln ans Fenster. Mit kurzen, eilenden Worten befiehlt er ihm im Namen des Herrn Amtmannes, abends 10 Uhr mit der Gemeindefeuerspritze samt der dazu gehörigen Mannschaft in Sulzbach zu erscheinen und den Befehl sogleich durch zuverlässige Boten auch den Dorfschulzen in Frücht und Hinterwald zu übermitteln.

Ehe der überraschte Schultheiß noch mehr erfahren kann sprengt der Reiter schon auf der Straße nach Schweighausen dahin, daß in dem Dunkel die Funken stieben.

Der Schultheiß in Schweighausen ist nicht weniger überrascht. Er versteht gerade noch, daß er den Befehl auch nach Oberwies, Dessighofen, Geisig und Dornholzhausen zu geben hat, da hört er den Gendarmen schon den Hohlweg hinauf sprengen, der ihn nach Scheuern führt, von wo aus er die Anweisung nach Dienetal, Misselberg und Sulzbach laufen läßt.

Zwölf Dörfer stehen jetzt im Nachtalarm. Der Schelm hat seine Arbeit getan. Ein heißer Ritt liegt hinter ihm. Er wendet sich nun rechts in die Berge. Sein Pferd am Zügel, schleicht er an den Dörfern vorbei, meidet die gewohnten Verbindungswege und trifft nach weiteren zwei Stunden in dem alten Eichenwalde auf Hostert am Kreuzwege seinen Knecht, der ihn dort erwartet.

Die Gendarmenuniform verschwindet in einem Kleiderkorbe. Das Pferd nimmt seinen Platz wieder neben dem Fuchs ein, und in altgewohnter Weise holpert das Gespann in das Tal hinab.

Unterdessen wird es in allen Gemeinden rundum unruhig. Der Feueralarm jagt jung und alt auf die Straßen Pferde werden aus den Ställen gerissen. Am Dorfweiher läßt jeder Schulze mit seinem Gemeinderat noch einmal die Spritze proben, und dann hasten die selten gesehenen Gespanne im unsicheren Licht alter Sturm- und Stallaternen bergauf, bergab durch Wälder und Wiesen von allen Seiten ins Sulzbachtal hinab, das mit jeder Viertelstunde enger wird.

Das schmalbrüstige Sulzbachtal kann die Menge der Menschen, Spritzen und Pferde aus den elf Nachbardörfern kaum fassen. Es schiebt und wogt und drängt durcheinander wie auf dem Martinimarkt in Nassau.

Kurz vor 10 Uhr wackelt des Allwitzen Holzkohlenwagen in das Dorf hinein. Die Straße ist verstopft. Nirgends ein Durchkommen. Der Wagen muß zurück bleiben. Mühsam zwängen Herr und Knecht die Pferde hintereinander durch die Menge.

Seit einer Stunde harrt der Sulzbacher Gemeinderat mit den Schulzen der elf Dörfer seines eigenen Schultheißen, der in gespielter Ueberraschung jetzt mehr fragt, als die Wartenden zu antworten vermögen. Er setzt sich in ihren Kreis, läßt Brot, Branntwein und Käse bringen und erwartet auch den Herrn Amtmann mit der hohen Brandkommission.

Es wird zehneinhalb und elf Uhr; es wird auch elfeinhalb und zwölf Uhr; aber niemand erscheint.

Von draußen tritt ein Bote nach dem andern in den Kreis der Schulzen und fragt nach dem Beginn der Probe. Die Leute auf den Straßen werden ungeduldig. In der einzigen Wirtschaft beim Paul im Oberdorfe wächst der Spektakel bedenklich. In gewohnter Weise werden alte Händel benachbarter Dörfer aufgerührt, Explosionen stehen bevor.

Jetzt fragt Allwitz im Rate der Schulzen, wer den Befehl des Amtmannes selbst gesehen oder gelesen habe.

Die Frage reißt den Dorfschulzen in jäher Ueberraschung die Köpfe hoch. Erst begreifen sie nicht, wie jemand so fragen kann; dann aber ist es ihnen selbstverständlich. So sehr sie aber auch warten und wünschen, daß sich einer aus ihren Reihen meldet, so hat doch keiner den Befehl selbst gelesen oder den Gendarmen näher befragen können. Da sitzt nun der Rat der zwölf Dörfer und ist selbst ohne Rat. Draußen aber laufen wie die Feuer vor dem Sturmwinde die Rufe durch die Menge: „Wir sind genarrt!" „Wir werden an der Nase geführt! — Gehänselt!" „Wo ist der Schuft? Der Narr!"

Die Erregung wird zum Tumult. In dem Wirtshause klirren Gläser und Fensterscheiben.

Die Schultheißen stieben auseinander. Jeder eilt zu seinen Leuten an die Spritze, und schon rattern im Schimpfen und Fluchen die ersten Gespanne die Berge hinauf.

Nur die aus Becheln und Dienethal, die den nächsten und günstigsten Weg haben, schwanken erst im dämmernden Morgenlichte der Heimat zu. —

Drei Tage später erscheint wirklich die hohe Brandkommission in Dachsenhausen. Der Schultheiß ist fast sprachlos, der Gemeindediener aber um so schneller mit der Nachricht, die er eilends durch das Dorf trägt. Aufgeregt stürzen aus den Höfen und Häusern die Leute vor das Schulzenhaus und fordern die hohen Herren auf die Straße hinaus. Sie wollen Abrechnung nach ihrer Art für die Nachthänselei, die dem einen und anderen ein blaues Auge oder noch mehr eingebracht hat, halten.

Jetzt erfährt der Herr Amtmann das Sulzbacher Narrenspiel und gibt den Rat, die Leute nicht noch einmal in Zorn zu bringen. Der Schultheiß beruhigt die Gemeinde, und die hohen Herren gehen wieder den Weg, den sie gekommen sind.

Vergeblich forscht der Amtmann nach dem Gendarmen. So sehr er sich auch müht, er kann nichts erfahren. Und so sehr er sich auch sträubt, er muß einwilligen, daß den Gemeinden die Unkosten für Brot, Käse und Getränke ersetzt werden, die nach altem Herkommen den Spritzenmannschaften zustehen.

Der junge Allwitz ist der Sprecher für die zwölf Gemeinden. Er sagt: „Eine Spritzenprobe ist kein Jahrmarkt, den man ein ganzes Jahr zuvor im Kalender bekannt gibt. Feuerbrände kommen wie Blitzschläge ungerufen und unverhofft. So muß auch eine Spritzenprobe da sein, ehe es jemand erwartet. Das hat die hohe Brandkommission nicht bedacht, sondern ihr Vorhaben laut werden lassen. Es müßte keine Schelme im Lande geben, wenn sie solche Gelegenheit für einen Narrenstreich nicht hätten nützen wollen. Wir Schultheißen müssen gehorchen. Die hohe Behörde hat aus der Schule geschwatzt, und nun muß sie auch aus der hohen Kasse zahlen. Unsere Gemeinden können es nicht."

Diesen Worten geben alle Dorfschulzen mit Kopfnicken und Gemurmel nachdrücklich ihren Beifall.

Der Amtmann muß zum zweiten Male nachgeben. Aber er kann sich des sicheren Gefühles nicht erwehren, daß der geschickte Sprecher der zwölf Gemeinden, der hier vor ihm steht, zugleich auch der falsche Gendarm und Schelm des Sulzbacher Nachtstreiches ist. Das Rätsel reizt ihn. Er sucht des Schulzen Freundschaft und hat nach langen Jahren auch die Lösung erhalten.

Die Totgesagten organisieren sich.

Immer wieder hört man von ehemaligen Kriegsgefangenen, die jetzt noch, von ihren Angehörigen längst als tot betrauert, aus russischer Gefangenschaft heimkehren. In den Wildnissen Sibiriens Schmachtende wurden eben verhältnismäßig häufig von den russischen Behörden als tot gemeldet. Das kann angesichts der verlotterten Zustände, wie sie im Sowjetreiche herrschen, nicht weiter Wunder nehmen. Erstaunlicher ist es, daß derartige Fälle auch in der amerikanischen Armee gar nicht so selten vorgekommen sind. Jedenfalls ist ihre Zahl so groß, daß die fälschlich Totgesagten sich unlängst zu einem eigenen Verbande zusammengeschlossen haben. Die Vereinigung verfolgt in erster Linie praktische Zwecke. Man beabsichtigt nämlich vornehmlich gegen die — Versicherungsgesellschaften vorzugehen, die auf die verschiedenen Totmeldungen hin namhafte Versicherungssummen seiner Zeit ausgezahlt, diese aber später nach dem Wiederauftauchen der „Toten" zurückverlangt haben.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

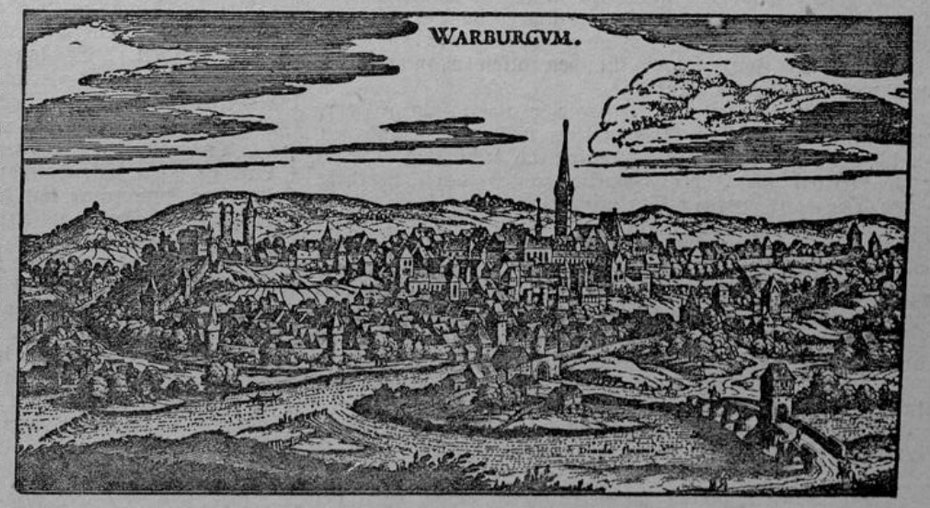
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 32 | **23. April 1930** | **5. Jahrgang**

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co., Berlin NW 6.

10. Fortsetzung.

Lia und Tante Martha hatten sich ebenfalls erhoben. Es war ein feierlicher Augenblick. Lia — eben scheinbar so ernst — strahlte vor Freude, und wenn Felix weniger aufgeregt wäre, hätte er an ihren Augen abgelesen, daß er sich das Suchen nach neuen Worten hätte sparen können.

Da Felix nun nichts weiter sagte und wie ein Stock mitten im Zimmer stehen blieb, fragte Lia mit gespieltem Ernst:

„Ja, und dann, Herr Schmidt?"

Da raffte sich Felix abermals auf, machte eine Wendung zu Tante Martha und sagte:

„. . . dann würde ich bei Ihrer Frau Tante feierlich um Ihre Hand anhalten."

Als er diese strategische Wendung vollbracht hatte, war Felix sehr stolz.

Nun ergriff Tante Martha das Wort und erklärte lächelnd:

„Ich kenne ja nun wohl Ihre Vorliebe und gute Meinung von Tanten, Herr Schmidt. Ich will Ihnen auch gerne sagen, daß, was mich betrifft, ich mich freuen würde, wenn meine Nichte Lia in Ihnen eine so sympathische und schätzenswerte Persönlichkeit zum Manne erhielte. Da ich aber doch nichts weiter bin als eine alte Tante und meinem Bruder, dem Oberfinanzrat, gegenüber auch ein Stück Verantwortung zu tragen habe, so kann ich Ihnen nur die eine Lösung aus dem Dilemma vorschlagen: betrachten Sie beide sich hier in Karlsruhe und in meinem Bannkreise als verlobt. Soweit es außerhalb von Karlsruhe noch eine Welt gibt, insbesondere soweit diese Welt Berlin heißt, hat sich an dem Stand der Dinge gegen früher nichts geändert, und es bleibt abzuwarten, ob und wie der jetzt in Berlin stehende Kriegsfall beigelegt wird."

Da ging Felix mit ein paar mutigen Schritten auf Lia zu, schloß sie in seine Arme und küßte sie.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er von seinem Tun wieder aufsah.

„Ich liebe dich, Lia", sagte er zu dem glückstrahlenden Mädchen in seinem Arm und schaute ihr tief in die Augen.

„Ich liebe dich, Felix", gab Lia leise zurück und ihre Augen lachten ihn selig an.

„Mein liebes Bräutchen . . ." sagte er und küßte sie wieder.

„. . . unter Vorbehalt", protestierte Lia schelmisch und erwiderte leise seinen Kuß.

14. Kapitel.

Heimfahrt mit Hindernissen.

Der Tag in Karlsruhe verlief in froher und ungetrübter Stimmung. Tante Martha schien wieder selbst jung geworden zu sein und lachte und scherzte in einer Tour, als habe sich nicht ihre zwanzigjährige Nichte verlobt, sondern sie selbst. Lia erklärte keck, in einigen Wochen sei sie großjährig, dann habe sie sich um die Einwilligung ihres Vaters überhaupt nur noch anstandshalber zu kümmern.

Im übrigen wurde beschlossen, daß Lia vorerst ruhig in Karlsruhe bleiben sollte. Natürlich durfte niemand, aber auch gar niemand von dem Besuch Felix Schmidts in Karlsruhe erfahren; das erklärte Felix als eine bare Selbstverständlichkeit, über die weiter kein Wort zu verlieren war.

Dagegen sollte Felix nach seiner Rückkehr nach Berlin sofort zu Tante Adelheid gehen und hier energisch darauf dringen, daß der Oberfinanzrat auf dem gleichen Wege, auf dem er die falsche Information bekommen habe, jetzt richtig informiert werde. Dann werde sich wohl alles von selbst zum Besten wenden.

„Inzwischen stehe ich armes, verlassenes Geschöpf hier in Karlsruhe dann Qualen der Sehnsucht und Langeweile aus", sagte Lia, worauf ihr Tante Martha erklärte:

„Du wirst hier schon Unterhaltung mehr als genug finden, mein liebes Kind. In Süddeutschland ist man gesellig. Morgen kommt ein entfernter Vetter meiner Mutter — ich nenne ihn „Onkel" — er heißt Hubert Wollenberg. Du wirst dich sicher ausgezeichnet mit ihm unterhalten."

Felix wollte protestieren, aber Tante Martha fuhr fort:

„Haben Sie keine Sorgen, Herr Schmidt. Mein Onkel Wollenberg wird eben 80 Jahre alt. Aber er ist ein fröhlicher alter Herr und kann so einem armen verlassenen Bräutchen schon die Zeit vertreiben. Es geht ihm übrigens finanziell nicht gut in seinem Alter," fügte Tante Martha hinzu, „er klagt immer, daß er Sorgen ums tägliche Brot habe."

Da nahm Felix sofort für den alten Mann Partei und sagte zu Tante Martha:

„Das ist sehr schlimm, daß dieser achtzigjährige Herr, ein Mann im höchsten Greisenalter, noch mit Geldsorgen zu kämpfen hat. Wenn ich — hoffentlich recht bald — mich auch offiziell zu Ihrer Familie zählen darf, verehrte Frau Tante, so werden Sie mir erlauben, daß ich etwas für Ihren Herrn Onkel tue."

Am Abend reiste Felix ab, Lia gab ihm auf den Weg eine Anzahl herzlicher Küsse mit, und nahm ihm abermals das Versprechen ab, daß er, ohne etwas von seinem Besuch in Karlsruhe zu erwähnen, energisch auf eine baldige Klärung der Situation dringe, und sich im übrigen von dem Einfluß seiner Tante völlig loslöse.

„Damit ich bald aus der Verbannung heimkehren kann", fügte sie wehmütig lächelnd hinzu.

Felix versprach alles und erklärte, sofort nach seiner Ankunft in Berlin schreiben zu wollen. Dann nahm er zärtlichen Abschied von dem geliebten Mädchen.

Mit Tante Martha wechselte Felix einen herzlichen Händedruck. Die beiden schieden in ehrlicher Achtung voneinander.

Felix hatte sich in seinem Glück an diesem Nachmittag so wenig um den Fahrplan gekümmert, daß der Abendschnellzug nach Berlin schon weg war. Das machte ihm indessen nichts aus. Hatte er doch sowieso mit dem Gedanken gespielt, auf dem Rückwege kurz bei Kurt Lepel in Frankfurt am Main vorzusprechen. Er dachte fast täglich an das Los mit der seltsamen Nummer, das er jetzt seinem Einfalle folgend, Lia verehrt hatte, um ihr mit einem kleinen Trick und mit Hilfe des Kollekteurs dann unmerklich einen Gewinn zuzuschieben. In Karlsruhe hatte er allerdings vergessen, Lia zu fragen, ob sie auch in den Besitz des Loses gelangt war. Nun wollte er sich von Kurt Lepel erzählen lassen, wie er zu dem Los gekommen war, das alles in allem genommen, nun doch eine hübsche Wanderung von Hand zu Hand hinter sich hatte.

Uebrigens wäre Felix auch viel zu vorsichtig gewesen, um in einem Hotel in Karlsruhe zur Nacht zu bleiben. Er mußte immer mit der Möglichkeit rechnen, daß dadurch irgend einen, noch so ausgefallenen Zufall, seine Anwesenheit in Karlsruhe herauskäme, die doch auf alle Fälle und vor jedem Ohr streng geheim bleiben mußte.

Er fuhr diesen Abend bis Frankfurt am Main und bezog dort in der glückseligsten Stimmung und in Gedanken immer noch in Karlsruhe und in der Douglasstraße, ein Hotel. Am andern Morgen wollte er gleich in der Frühe Kurt Lepel besuchen, um noch am Abend wieder in Berlin zu sein. Er hatte sich ausgerechnet, daß er so rechtzeitig in Berlin einträfe, daß er unmittelbar von der Bahn aus noch Tante Adelheid aufsuchen könnte, um so ungesäumt die offizielle „Berichtigung" zu veranlassen.

Aber es kam anders.

Am frühen Morgen des folgenden Tages wurde Felix durch heftiges Klopfen an der Zimmertür jäh aus seinem Schlummer geweckt.

Die Polizei verlangte Einlaß.

Bei der Hotelkontrolle hatte man seinen Namen im Fremdenbuch entdeckt. Da ihn der Portier obendrein noch als einen leicht korpulenten Herrn mit einer sehr starken Glatze beschrieb, was alles zu dem aus Eisenach erlassenen Steckbrief paßte, schritt man sofort zu seiner Verhaftung.

Felix nahm an, es handle sich bei dem so frühen Besuch nur um eine gewöhnliche Personenkontrolle, wie sie in Hotels vorzukommen pflegt, und öffnete, wenig bekleidet, die Tür.

Da legt sich auch schon der Arm eines der beiden Polizisten schwer auf seine Schulter.

„Sie sind verhaftet!"

Sollte die harmlose Sache mit dem „kleinen Angestellten" solch phantastische Kreise ziehen? Blitzartig schoß es Felix durch den Kopf. Er witterte ein neues Mißverständnis.

Nach dem ersten Schreck glaubte er aber doch, daß eine ganz gewöhnliche Personenverwechslung vorliegen müsse, ein Irrtum, der sich leicht aufklären ließe. Er sagte den Polizisten denn auch, daß es sich nur um einen Irrtum handeln könne, und erklärte sich bereit, zwecks Klärung des Mißverständnisses zum Frankfurter Polizeipräsidium mitzukommen. Er zog sich in Eile an, packte seine Sachen, zahlte die Rechnung und folgte den Polizisten.

Aber auf dem Polizeipräsidium konnte gar nichts geklärt werden. Es lag Haftbefehl und Steckbrief aus Eisenach vor, die Personalbeschreibung paßte. Auch die Adressenangabe: Innsbrucker Straße 30, Berlin-Schöneberg, mußte Felix als richtig zugeben.

Dagegen stritt er den ihm nach dem Steckbrief zur Last gelegten Eisenbahndiebstahl entrüstet ab.

Der Kommissar auf dem Frankfurter Polizeipräsidium erklärte aber nur achselzuckend:

„Ich habe zwar den besten Eindruck von Ihnen und halte Sie nicht für einen normalen Eisenbahnräuber. Aber gegen den Haftbefehl ist von hier aus nichts zu machen, und ich muß Sie nachher gleich nach Eisenach transportieren lassen."

So wurde Felix, der immer noch verhältnismäßig guten Mutes war, und die Sache bald geklärt zu sehen hoffte, unter starker Bedeckung nach Eisenach gebracht. Man glaubte nämlich, da man es mit einem Eisenbahndieb zu tun hatte, während der Fahrt in der Bahn, besonders vorsichtig sein zu müssen. Gauner dieser Art fühlen sich ja in einem Eisenbahnzug zu Hause und pflegen so die ungewöhnlichsten Wege zur Flucht ausfindig zu machen.

In Eisenach wurde Felix ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Seine Hoffnung, das Mißverständnis noch am gleichen Abend beseitigt zu sehen und sofort nach dem unfreiwilligen Intermezzo weiterfahren zu können, ging allerdings nicht in Erfüllung. Der zuständige Untersuchungsrichter hatte das Amt bereits verlassen und die Vernehmung konnte erst am andern Vormittag stattfinden.

Wohl oder übel mußte Felix auf der Pritsche seiner Gefängniszelle übernachten. Er war mißgestimmt. Das war ein schlechter Nachklang auf die schönen Stunden in Karlsruhe. Besonders tat es ihm dabei leid, daß er nun seine energische Aussprache mit Tante Adelheid um volle 24 Stunden verschieben müsse. Noch im Bett strich er sich immer wieder mißgelaunt über seine Glatze, und mit wehmütigen Gedanken an Lia, die er nun erst wieder einen Tag später offiziell seine Braut würde nennen dürfen, schlief er ein.

Die Vernehmung am andern Morgen brachte ganz wider das Erwarten des Inhaftierten alles weniger als eine Aufklärung, geschweige denn, daß Felix durch sie die Freiheit zurückerhielt.

Der Untersuchungsrichter hatte sich entschlossen, gegen den Eisenbahnräuber mit unnachsichtlicher Strenge vorzugehen. Die Beraubung eines in der Schweiz stationierten schwedischen Gesandten auf einem deutschen Eisenbahnzug war eine hochpolitische Angelegenheit, so daß jeden Augenblick das auswärtige Amt in Berlin bzw. auf dessen Veranlassung hin, das Justizministerium sich mit der Sache befassen konnte.

Der Untersuchungsrichter eröffnete das Verhör.

„Sie stehen in dem Verdacht, den schwedischen Gesandten in Genf, Herrn J. P. Svenderson, auf der Fahrt von Berlin nach Eisenach in der Nacht vom Montag zum Dienstag dieser Woche beraubt zu haben."

„Das bestreite ich", sagte Felix energisch.

„Bitte, wollen Sie mir einmal sagen, wann Sie von Berlin abgereist sind?"

„Am Montag abend."

Nun mußte Felix genau den Zug beschreiben, sowie angeben, in welchem Abteil er sich aufgehalten hatte.

Alles stimmte mit den Angaben in den Akten überein, bis auf die Frage des Abteils.

Der Untersuchungsrichter kam zu dem Entschluß, daß der Delinquent zwei Plätze in dem Zug belegt hatte, nämlich einmal den Sitzplatz 1. Klasse, gegenüber seinem Opfer, und dann den Schlafwagenplatz, um sich nach vollbrachter Tat als harmloser Schlafwagenreisender zurückziehen zu können.

„Mit welchem Reiseziel", fragte der Untersuchungsrichter weiter, „sind Sie von Berlin abgefahren?"

Stark einer Antwort fuhr Felix sich verlegen mit der Rechten über die Glatze, auf der eben wieder die ersten Schweißtröpfchen sichtbar wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die harte Probe.

Skizze von P. Wenck.

Als Oberst Reed aus dem Hause, in dem er gefangen gehalten wurde, in den Hof des Gebäudes trat, von zwei Boxern eskortiert, konnte er keinen Zweifel mehr hegen, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte.

Wenige Schritte vor ihm stand ein großer, fettstrotzender Chinese, der ein breites Henkerschwert wie ein Gewehr geschultert hielt.

Das Lancaster-Regiment, das Oberst Reed während des chinesischen Boxeraufstandes befehligte, hatte vor zwei Tagen den Befehl erhalten, eine gewaltsame Erkundung auszuführen, und Reed, ein alter Haudegen, ließ es sich nicht nehmen, diese Aktion zu leiten. Die aus drei Offizieren und 15 Mann bestehende Patrouille aber geriet in einen äußerst geschickt angelegten Hinterhalt der Aufständischen. Oberst Reed, durch einen Kolbenhieb betäubt, wurde gefangen genommen.

Reed war ein unerhört tapferer, unerschrockener Soldat, aber doch stürzte seine Seele in Abgründe des Grauens, wenn er in seinem stinkigen Gefängnisloch an die Martern dachte, welche die Boxer zu ihrer Belustigung an den in ihre Hände gefallenen Feinden vorzunehmen pflegten.

Tiefseligste Beglückung erfüllte Reed, als er das Schwert in der Faust des fetten Henkers erblickte und nun die Gewißheit hatte, daß er fast leicht und schmerzlos in das Land des Todes hinüber gleiten würde.

Nicht weit zur Linken des Obersten stand eng zusammen gedrängt ein Trupp Chinesen, ebenfalls Boxer, die gefesselt waren und auf ihre Hinrichtung warteten. Es waren eingebrachte Deserteure, die schnatterten und lachten, als ob für sie der Gang zum Tode nur ein guter Witz wäre.

Hinter dem Henker, dicht an der Mauer, bemerkte der Engländer erst jetzt einen gut gekleideten Boxer, anscheinend den Befehlshaber. Als Reed ihn näher in Augenschein nahm, preßte jäher Schreck sein Herz. Dieser Mann war kein anderer als sein früherer Diener Li, der ihm vor einem Jahr entlief. Diese Episode hätte der Oberst gern ungeschehen gemacht. Jener Diener hatte eine unbesiegbare, memmische Angst vor Schußwaffen jeder Art. Der Anblick eines Revolvers ließ ihn erzittern, und das Krachen von Geschossen lieferte ihn namenlosen Qualen aus. Wenn sein Diensteifer, seine Geschicklichkeit und seine ausgezeichneten Manieren nicht geradezu mustergültig gewesen wären, hätte Reed ihn schnellstens zum Teufel gejagt.

„Hoher Herr", trat Li eines Tages in der tiefdemütigen Haltung des dienenden Chinesen an Reed heran, „ich habe eine große, ehrfürchtige Bitte an Dich." Li sprach — eine große Seltenheit bei Chinesen — das Englische fast fehlerfrei. Aufgefordert zu reden, gab er an, daß er ein Mädchen liebe und es heiraten könne, wenn er dessen Eltern 20 Pfund Sterling als eine Art Kaufsumme übergeben könne. Er bat den Obersten, ihm diese Summe auf seinen Lohn hin vorzustrecken.

Da kam dem Engländer eine Idee, vorzüglich nach soldatischem, grausam nach menschlichem Empfinden: „Du sollst das Geld haben, Li, ich schenke es Dir, aber Du mußt an meiner Seite die ‚harte Probe' machen. In zwei Tagen findet sie statt."

Unsägliches Entsetzen zerriß das Gesicht des Gelben, ließ seine Gestalt erbeben. „Herr", jammerte er, „verlange alles von mir, nur dieses nicht. Bei den Geistern meiner Ahnen, hoher Herr, nicht dieses, es ist mein Tod!"

Der Oberst blieb hart. „Ueberlege es Dir, Li; sagt doch Euer Konfuzius: Die Liebe macht auch das Herz des Feigen mutig und stark!" Wie ein getretener Hund war der Diener davon geschlichen.

Oberst Reed befehligte damals ein Regiment Inder in Lahore. Er hatte eine militärische Uebung eingeführt, bei der das Regiment, Kompagnie nach Kompagnie, durch eine tiefe Bodensenke mit sanft abfallenden Hängen marschieren mußte, während 200 Scharfschützen, die am Rande des einen Hanges lagen, ein rasendes Schnellfeuer mit scharfer Munition über die den Boden der Senke durchschreitenden Truppen hinweg fegten.

Selbst Reed, dieser eiserne Kolonialsoldat, der stets an der Spitze der ersten Kompagnie bei diesem Manöver marschierte, mußte sich eingestehen, daß es Mut und Nerven erforderte, dabei eine musterhaft-soldatische Haltung zu wahren. Auf vielen Gesichtern der indischen Söldner perlte Angstschweiß bei diesem fatalen Gang, und bei manch einem schlug sich sogar die Furcht in ihrer fatalsten Form durch. Die „harte Probe" nannten die Truppen diese Uebung.

Zwei Tage nach jener Unterredung war Li an der Seite seines Herrn den schwersten Weg seines Lebens gegangen, unter der Brücke hinweg, die 200 Schützen mit ihren Geschossen über die Schlucht legten. Oben wieder angelangt, sackte er wie vom Blitz gefällt zusammen.

Als der Oberst am andern Tage Li zu sich befahl, um ihm das Geld zu geben, trat ein Mann mit schneeweißem Haar vor ihn hin, das Gesicht um Jahre gealtert. „Hoher Herr", sagte er mit einer Stimme, die jeden Klang verloren hatte, „ich brauche es nun nicht mehr, dieses Geld, das mein Leben ins Dunkle stößt und ihm die Liebe nahm, denn einen Mann mit weißem Haar will kein junges Mädchen meines Volkes heiraten." Ehe Reed etwas erwidern konnte, hatte Li sich verneigt und war lautlos aus dem Zimmer geglitten. Niemand sah oder hörte wieder etwas von ihm.

Und nun stand dieser Li, sein einstiger Diener, wieder vor ihm, als Herr seines Schicksals!

Li gab jetzt dem Henker ein Zeichen. Zwei Boxer griffen einen der Deserteure aus dem Trupp heraus, zwangen ihn in die Knie und zogen ihm Rock und Hemd über die Schultern. Hoch erhob der dicke Henker das schwere Schwert und ließ es niedersausen. Ein Kopf rollte zu Boden. Mit einem Gleichmut, als ob er Holz hacke, entledigte sich der fette Mann seiner Pflicht ... Schwer lastete die Stille, verdrängt nur in kleinen Zwischenräumen von dem Geräusch des Aufschlagens des Schwertes auf den Nackenwirbeln der Delinquenten.

Reed kämpfte heldenhaft gegen einen Krampf, der sein Herz preßte und an den Nerven riß. Große Schweißperlen feuchteten seine Stirn. Mit einer hilflosen Gebärde griff seine Rechte an das volle Haupthaar, das seine hohe, kühne Stirn noch immer in tiefstem Schwarz umrahmte.

Der letzte der Deserteure war nun seiner Bestimmung vom Henker zugeführt worden, und dessen beide Gehilfen traten jetzt an den Engländer heran und führten dieselbe Prozedur mit ihm aus wie an seinen Vorgängern ins Land ohne Zeit und Raum.

Der letzte Klang dieses Lebens, der das Ohr des Obersten traf, war das helle, feine Singen des Schwertes über seinem Haupte. Und dann ein schwereloses Gleiten, Fallen ...

Als Reed die Augen wieder aufschlug, mußte er tief hinabsteigen in die Schächte seines Erinnerns, um an das Bewußtwerden seines Ichs zu gelangen. Nur zögernd und stückweise formte sein Hirn die Bilder, welche es als letzte Eindrücke vor dem erwarteten Erlöschen aufgenommen. Er empfand das Pochen seines Herzens wie eine neue Geburt und Menschwerdung.

Auf einem Haufen alter Mäntel gebettet, lag er auf dem Boden eines kleinen, kahlen Raumes. Langsam richtete er sich empor. Ihm gegenüber saß mit untergeschlagenen Beinen, auf einer kostbaren Matte, Li. Ueber dessen Kopf nahm Reed das Aufblitzen eines Spiegels wahr. Seine Augen griffen das Glas, sogen sich fest und erstarrten jäh.

Ein Mann mit dem Gesicht eines Greises und schlohweißem Haar gleich dem des Boxers Li stierte ihm entgegen.

„Oberst Reed", fiel es leise und klanglos von des Gelben Lippen, „auch Du hast eine harte Probe nicht bestanden, obwohl Du ein tapferer Soldat der uns verhaßten weißen Herrenrasse bist. Ich habe Dich zittern sehen vor dem Tode, wie ich einst erzitterte im Tal der ‚harten Probe', und Dein Haar ist jetzt so weiß wie das auf meinem Kopfe. Wir wollen quitt sein, Oberst Reed. Dein Leben schenke ich Dir, denn Du hast aus einer Memme einen Mann gemacht, der mithelfen kann, sein Vaterland von den Fremden zu befreien. Du kannst nun gehen."

Er schlug in die Hände, zwei Boxer traten ein. Auf einen Wink ihres Führers hoben sie den Engländer hoch, führten ihn in den Hof des Hauses und setzten ihn auf ein dort stehendes Pferd. Mehrere Stunden ritten sie mit ihm kreuz und quer durch das Gelände. In einer Bodensenke befahlen sie ihm, abzusteigen, und verschwanden.

Als die Dämmerung sank, traf Reed auf eine Abteilung Sommies, die ihn am anderen Tage zu seinem in der Nähe lagernden Truppenteil brachten.

Dort angelangt, fiel er in ein schweres Nervenfieber, aus dem es für ihn kein Erwachen gab.